

Nr. 192. Bromberg, den 24. August 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Mann erzählte mit Unterbrechungen, und das Reden machte ihm sichtlich Mühe. Hasenauer hatte genug gehört. Er befahl einem seiner Husaren abzusteigen, ließ den Verwundeten, der dabei kläglich ächzte, auf dessen Pferd festbinden, wozu sie das Riemenzeug des verletzten Tieres gebrauchten.

Dann trat die Patrouille den Heimweg an. Die zwei Mann stützten ihren Kameraden, der bald rechts, bald links vom Sattel hing, und dessen eigener Gaul der Patrouille wie ein Hund folgte.

Hasenauer ritt nur bis über den Hügel mit, dann befahl er seinen Leuten, mit dem Verwundeten zum Regiment zurückzukehren. Er selbst drehte um und setzte den Patrouillenritt allein fort.

Er wollte Zeit zum Denken haben. Die Geschichte hatte eine ernste Wendung genommen. War Woltmann tot oder gefangen?

Oben auf dem Hügel stieg Hasenauer ab, band sein Pferd an einen Baum, setzte sich nieder, zündete eine Zigarette an und dachte über den Fall nach.

Sicherlich kamen für ihn die Millionen Hochstättens sehr stark in Frage. Das schloß aber nicht aus, daß er Herma auch um ihrer selbst willen begehrte. Er liebte sie in seiner Art, die sich stark dem Körperlichen zuneigte. Er sehnte sich nach dem ebenmäßig gebauten Körper Hermas, nach ihren linienfein modellierten Gelenken, dem trotzigen Mund und den stolzen Augen.

Nachdem er längere Zeit nachgedacht hatte, warf er die Zigarette weg. Sein Entschluß war gefaßt. Er wollte Herma gewinnen. Um jeden Preis! Was kümmerte es ihn, ob Woltmann noch lebte, wenn er überhaupt noch lebte. Die Bahn für ihn war nun frei.

Er stieg aufs Pferd, und in der gehobenen Stimmung, in der er war, beschloß er, noch ein Stück weiter zu reiten, um zu sehen, ob er nicht auch für das Regiment eine Nachricht nach Hause bringen könnte. Er ritt vorsichtig einen riesigen Bogen, aber die Gegend war verlassen. Vom Feind war nichts zu sehen. Endlich kam er zu einem Bauerngehöft. Aber auch das war leer. Beim Wegreiten führte sein Weg an einem Heuschuppen vorüber. Plötzlich kamen zwei russische Soldaten aus dem Tor des Schuppens. Sein Pferd machte einen Sprung, und Hasenauer, zu Tode erschrocken, wußte nicht, was er zuerst erfassen sollte — den Sattel oder die automatische Pistole. Gleich darauf aber sah er, daß die beiden ganz ungefährlich waren. Sie kamen nämlich mit hocherhobenen Händen und demütigen Gebärden auf ihn zu und zeigten keine andere Absicht, als sich gefangen nehmen zu lassen. Sichtlich hatten sie sich beim Abmarsch ihres Regiments versteckt und waren nun, als sie ihn sahen, hervorgekommen, froh, daß der Krieg für sie vorüber war.

Hasenauer stieg ab, nahm zur Vorsicht seine automatische Pistole zur Hand, befahl ihnen vorauszugehen und ihre Gewehre zu holen. Sie zogen sie unter dem Heu hervor. Hasenauer nahm die Verschlüsse heraus und steckte sie in seine Satteltasche. Dann stieg er auf und befahl beiden, sich an den Steigbügelriemen festzuhalten. Dadurch unterstützt, konnten sie stets eine Zeitlang laufen, und wenn sie außer Atem waren, ließ er das Pferd Schritt gehen, bis sie sich wieder erholt hatten.

Immerhin war es spät am Nachmittag, ehe er wieder beim Regiment einrückte. Hasenauer war der Held des Tages. Selten war ein so kühner und erfolgreicher Kundschaftsritt unternommen worden. Nicht nur hatte er Aufklärung über das Geschick der gestrigen Patrouille gebracht, sondern auch noch einen Mann und ein Pferd gerettet; und war dann noch allein ohne jede Unterstützung weitergeritten, hatte verläßliche Nachrichten über den Rückzug des Feindes gebracht und zwei Gefangene gemacht, die bereitwillig alles sagten, was sie wußten. Dabei waren sie voll bewaffnet gewesen, als er sie gefangen genommen hatte. Sein Ansehen unter den Kameraden schnellte plötzlich empor.

Auch der Oberst ließ ihn rufen und sprach ihm seinen Dank und seine Anerkennung aus, und am Abend war er der gefeierte Held in der Offiziersmesse. Im stillen hoffte Hasenauer allerdings, daß sein neuer Ruhm als kühner Kundschafter nicht dazu führen würde, daß er nun zu allen wichtigen Kundschaftsritten ausersehen würde.

Am nächsten Tag kam wieder einmal Post. Ganz geregelt kam sie zwar noch nicht. Später, als der Krieg schon zum normalen Zustand geworden war, kam sie ja beinahe so pünktlich wie zu Hause. Natürlich außer an den Gefechtstagen. Im Anfang aber war sie noch unsicher. Manchmal gingen ein paar Postsäcke verloren, und manchmal kamen die Sendungen von fünf oder sechs Posttagen auf einmal. So war es auch diesmal. Hasenauer, der als Adjudant auch für die Post zu sorgen hatte, stand in der Stube, wo zwei Korporale und ein Gefreiter den ganzen Stoß sortierten. Er kümmerte sich um die Arbeit nicht. Seine Aufgabe war es, beim Sortieren zuzusehen, daß die Leute nichts davon stahlen.

Er rauchte und las die Zeitung. Plötzlich sagte einer der Korporale:

„Herr Leutnant, was soll ich denn mit den Briefen an Leutnant Woltmann machen?"

Hasenauer blickte auf.

„Die gehen zurück wie von allen Vermißten."

Der Korporal schied sie aus und warf sie auf den Tisch vor Hasenauer nieder. Dorthin warf er auch die Post der anderen Vermißten.

Nach einer Viertelstunde war das Sortieren fertig. Die Unteroffiziere schnürten die Bündel zusammen und gingen damit weg, um sie bei den einzelnen Abteilungen abzugeben.

Hasenauer war allein in der Stube. Gedankenlos griff er nach den Briefen und ordnete sie nach Namen. Woltmann, Hirsch, Postrupcil, Woltmann, Widerhofer, Hans Meyer II, Woltmann — — Hasenauer besah den Brief. Die beiden ersten Briefe an Woltmann hatte er sofort erkannt. Die waren von Herma und Woltmanns Vater. Von wem aber war der dritte Brief? Die Schrift war der Hermas

wohl etwas ähnlich, aber doch nicht dieselbe. Nein, es war nicht Hermas Schrift. Und dann — er führte den Brief zur Nase — ein so starkes Parfüm gebrauchte Herma sicher nicht. Der Brief entglitt ihm und fiel zu Boden. Er raffte ihn auf. Dabei bog er den Umschlag etwas zusammen, und da sah er, daß der Brief nur sehr flüchtig zugeklebt war. Er holte sein Taschenmesser aus dem Sack, schob es zwischen die Klebestellen, und im nächsten Augenblick hatte er den Brief in der Hand und las:

„Mein Innigstgeliebter!

„Du kannst Dir gar nicht vorstellen, welche Freude mir Dein letzter Brief gemacht hat. Ich kann es in Worten nicht schildern. Ich müßte zu den Sternen greifen, um mein Glück zu beschreiben.

Was geht es mich, was geht es uns an, daß Du verlobt bist! Für mich gibt es nur eines — zu wissen, daß Dein Verhalten nicht von Liebe zu Deiner Braut, sondern nur von Pflichtgefühl geleitet wird. Wie selig hast Du mich mit diesen Worten gemacht! Fürchte nichts! Sie soll von mir nie etwas erfahren. Wir werden in Verschwiegenheit unser Glück genießen. Oh, wie ich mich sehne, Dich wiederzusehen! Meine Seele und mein Körper schreien nach Dir — — — —“

So ging es noch drei Seiten fort, und am Ende stand:

„Deine Dich anbetende Martha.“

Hasenauer ließ den Brief sinken, um sich von seiner Verblüffung zu erholen.

Also Woltmann hatte eine Geliebte! Schau, schau! Wer hätte das dem Duckmäuser zugetraut? Eigentlich verteufelt fesch von ihm. Daß dabei etwas nicht in Ordnung sein könnte, kam Hasenauer nicht in den Sinn. So eine kleine Geliebte neben der Braut war doch ganz natürlich.

Er schmunzelte.

Freilich, die Herma würde spucken, wenn sie es wüßte. Und da kam ihm der Gedanke:

Warum sollte sie es nicht wissen? Und dieser Gedanke kaum gefaßt, erschien ihm im nächsten Augenblick bereits sehr anziehend.

Er klebte den Umschlag sorgfältig wieder zu und setzte sich dann auf den Brief. Das preßte und trocknete zugleich.

Als die Unteroffiziere zurückkamen, sagte er zuerst gar nichts. Er wußte doch, daß er gefragt werden würde. Richtig, da kam es auch.

„Herr Leutnant, auf den Briefen für Leutnant Woltmann steht kein Absender.“

„Machen Sie sie auf. Vielleicht steht innen eine Absenderadresse.“

Korrekter konnte eine Antwort nicht sein. Der Korporal riß die Briefe auf.

„Nichts, Herr Leutnant.“

„Geben Sie her!“

Hasenauer nahm die Briefe und tat, als ob er sich überzeugte.

„Nehmen Sie einen Dienstumschlag. Stecken Sie die Briefe hinein . . . So, nun schreiben Sie: An Fräulein Herma Hochstätten, Villa Hochstätten in Hadersdorf bei Wien. Haben Sie?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“

Hasenauer besah die Adresse. Dann ging er pfeifend weg.

Acht Tage später erhielt er das Militär-Verdienstkreuz für besonders kühne Kundschafterdienste im Feindesland.

Und nach einem Monat kam seine Enthebung vom Frontdienst als unentbehrlicher Direktor der Hasenauerschen Maschinenfabrik. Diese erzeugte aber keine Schnellwaagen mehr, sondern drehte Schrapnells und Granaten und machte serienweise Munitionswagengestelle, Menageschalen und gepreßte Kappenrosetten.

Das Interessanteste dabei war, daß das ganze Regiment bei seinem Abschied sagte:

„Schade um den Hasenauer! Da muß einer in das Hinterland zurück, den man an der Front gut hätte brauchen können. Der war kein Feigling. Erinnerst du dich noch an seinen letzten Patrouillenritt?!“

Hasenauer kam drei Tage später in Wien an.

Der Brief, den er damals an Herma hatte senden lassen, war bereits seit mehr als vier Wochen in ihrem Besitz.

V.

Gefangen.

Was war das nur für ein Rütteln? Und wie der Kopf schmerzte und brannte!

Woltmann wußte nicht, was mit ihm geschehen war. Wo war er denn eigentlich? Und warum waren seine Augenlider so schwer? So gern hätte er die Augen geöffnet und konnte es nicht.

Und um den Kopf da lag es wie ein heißer Ring.

Ja wirklich, wo war er denn nur? Noch immer in der Eisenbahn? Jetzt wußte er wenigstens etwas . . nämlich, daß er einmal in der Eisenbahn gefahren war. Vor langer Zeit! Vor wie lange, wußte er nicht. Aber die hatte doch nicht so gerüttelt.

Langsam stellten sich andere Bilder ein. Ein Pferd, Uniformen, eine Schwadron. Ein Ritt auf Leben und Tod!

Oh, wie der Kopf schmerzte. Und nun erinnerte er sich. Er war ja österreichischer Offizier.

Was für ein Unsinn! Wie kann jemand Bankbeamter und Offizier zugleich sein? Ja, doch! Er war Husarenoffizier. Und plötzlich, wie die Sonne durch schwarze Wolken, brach ein Bild durch.

Herma! Seine Herma!

Dann rangen sich neue Bilder durch die brennende Pein im Kopf. Sie reihten sich aneinander bis zu dem letzten tollen Ritt über die Lichtung.

Was war doch mit seinem Pferd geschehen? Das arme, treue Tier!

Aber wo war er denn nun? Seine Hand krampfte sich zusammen. Was sie faßte, war Stroh. Er lag auf Stroh — und das Rütteln! Sein Denken wurde klarer. Er lag auf einem Wagen, der mit Stroh bedeckt war.

Er war gefangen!

Und die Augen gingen noch immer nicht auf.

Langsam fühlte er mit der Hand nach seinem Kopf. Ah, jetzt verstand er, warum er die Augen nicht öffnen konnte. Er hatte einen Verband um den Kopf.

Ein fürchterlicher Gedanke zerriß sein Inneres. War er blindgeschossen worden? Und zugleich wußte er, daß er dann nicht weiterleben würde.

Und wie die Zunge im Gaumen brannte!

Trinken — nur trinken!

Er wollte um Wasser schreien. Da erinnerte er sich, daß Wasser auf russisch „Woda“ hieß.

Er brüllte das Wort heraus.

So laut er nur konnte. Mehrmals!

Der russische Sanitätssoldat, der neben ihm saß, sah, daß er die Lippen bewegte und beugte sich herunter. Er hatte Mühe zu verstehen, was der verwundete Österreicher da sagte. So leise hauchte dieser das Wort „Woda“ heraus.

Dann setzte er ihm die Feldflasche an den Mund.

Woltmann tat ein paar tiefe Züge daraus, drehte sich mit Mühe auf die Seite, krümmte die Knie zum Leib und schlief ein.

Am Tage vorher hatte er den Schuß empfangen. Heute war er gleich wieder in tiefen Schlaf gefallen.

Als er wieder aufwachte, war es Vormittag des nächsten Tages, und seine Gedanken waren beinahe ganz klar. Er lag auf einem Bett.

Wo — das wußte er nicht. Die Augen konnte er nicht öffnen, da der Verband noch um seinen Kopf lag. Um sich herum hörte er russische Worte.

Langsam begriff er seine Lage. Aus den Worten entnahm er, daß der Doktor erwartet wurde.

Und wie ein Blitz schoß es durch seinen Kopf.

„Du verstehst nicht russisch. Kein Wort! Hörst du?“

Er gab sich selbst den Befehl, so energisch wie er nur konnte. Dann kam der Doktor. Der verlangte eine Schere und schnitt den Verband auf. Ah, jetzt konnte er die Augen wieder öffnen. Er mußte sie aber gleich wieder schließen, weil das Licht zu stark war. Erst beim dritten Versuch konnte er sie offen lassen. Alle Gegenstände schienen nun aus weiter Ferne auf ihn zuzukommen, bis sie endlich in ihrem richtigen Verhältnis vor ihm standen. Und von seiner Brust löste sich eine Last: Er war nicht blind!

(Fortsetzung folgt.)

Wald auf Rügen.

Ein Dom mit grünem Hallenchor,
Mit Sonne überm Beichtgestühl.
Und wo ein Beter sich verlor,
Ist er verwirrt vom Allgefühl.

Die Tannen, Eichen, stumm und steil,
Sind alle so von Weihrauch schwer,
Und reißt der Wind am Glockenseil,
Dann scheint's, als schritt' Gott selbst daher.

Das große Meer liegt auf den Knien,
Hört wie der Wald die Orgel stimmt,
Läßt Boot und Mensch in Frieden zieh'n,
Auf daß ein jedes Ihn vernimmt.

Heinrich Zerkaulen.

Estelle Floris.

Eine flämische Geschichte.

Von Hans-Eberhard v. Besser.

Mit schwerem Hall verkündete die Turmuhr der Kathedrale die volle Stunde. Tief hinein tönten die dumpfen Schläge in das Gewirr der winkligen Gassen Antwerpens, ruhten in sekundenlangem Nachhall über dem zackigen Durcheinander der hochgiebeligen Häuser.

Estelle Floris zuckte unmerklich zusammen und schaute schwermütig und mit einem feinen Beben um den weichen Mund in das bunte Treiben der Gasse hinunter. Dort ging das Leben vorüber, tagaus-tagein und die Uhr der Kathedrale schlug, trug Stunde auf Stunde hinweg. Und immer wieder grub jede verhuschende Lebensstunde eine schmerzhaft harte Spur in ihre Seele. Vier Jahre waren dahingeeilt, seit Quintin Messis auf und davon gegangen.

Das zarte feingliedrige Mädchen in dem kleidsamen Atlasmieder bog den Kopf ein wenig zurück, die blonden, schweren Zöpfe sanken nieder, umflimmert von Sonne.

„Estelle!"

Die Stimme des Vaters ließ das Mädchen zusammenfahren.

„Ja, Papa?"

Michael Floris, der Maler, stand auf der Schwelle des Ateliers.

„Komme einmal herein, Kind, sieh nur mal, hier ist soeben ein Bild angekommen, es ist nicht gezeichnet; ich habe keine Ahnung, von wem es ist, noch weniger weiß ich, was ich damit tun soll. Ein prachtvolles Gemälde, von eines Meisters Hand."

Leichtfüßig betrat Estelle das große Atelier, hell floß das Licht durch die hochbogigen Fenster. Eine farbenfrohe, südländische Landschaft stand auf der Staffelei, fremdartiges, heißes Leben blühte aus ihr empor. Der alte Meister ging immer wieder prüfend um das Bild herum, er murmelte zufrieden vor sich hin, dann schüttelte er wieder den Kopf, was sollte er nur mit dem Gemälde beginnen, ohne nähere Erklärung war es früh am Morgen abgegeben worden.

„Sonderbar", sagte Estelle, auch sie konnte sich die Sache nicht recht erklären. Sollte es ein Geschenk sein? Doch wer schenkte einem bekannten Maler ein Bildnis?

Da trat eine Magd in das Atelier und meldete Kuno Burleda. Der Maler senkte den Kopf und das Mädchen sah starr vor sich hin. Der reiche Patrizier kam, um die Entscheidung zu hören, die so unsagbar schwer war. Hilfesuchend blickte die Tochter auf den Vater, doch der hatte sich in einer Ecke des Raumes mit Pinsel und Palette zu schaffen gemacht. Schweigend verließ Estelle das Atelier.

Der alte Meister blickte auf, als die Tür sich schloß. Tiefe Falten umzogen seinen Mund, Enttäuschung und leise Bitterkeit, sein Auge schaute unsicher und grübelnd. Handelte er recht? Quintin Messis, den Waffenschmied, der Panzer und Rüstzeug, Schwerter und Kettenhemden schuf, hatte er abgewiesen. Die Tochter eines Floris konnte ihre Hand nicht einem Waffenschmied geben, nur ein Künstler durfte sie heimführen! Vier Jahre waren vergangen, und er wäre ein Tor, sähe er nicht, daß das Herz seiner schönen Tochter noch immer für den reckenhaften Messis schlug, daß sie ihn noch immer nicht vergessen. Auch Kuno Burleda war kein Freier nach seinem Herzen, er besaß Kunstverständnis, hatte eine Bildergalerie in seinem Hause, die sich sehen lassen durfte, doch er war kein Künstler.

Der Maler stand schnell auf und ging mit großen Schritten in dem Raume auf und nieder. Durfte er Estelle das Glück der Ehe vorenthalten? Er hatte schon einmal alles verdorben, und Jahre waren vergangen, Leid hatte er ihr angetan. Er mußte nun still sein, mußte sich fügen, Estelle sollte entscheiden. Sie war ein echtes Flamenkind und würde schon das Rechte tun. Es war schwer und bitter, wie gern hätte er sein Kind einem Maler von Ruf, einem Großen in der Kunst gegeben.

Er senkte den grauen Kopf und trat an das Fenster. Vielleicht war es am besten so. Dann wich der stille Vorwurf aus Estelles blauen Augen, das verborgene Herzeleid aus ihrem Blick. Da reckte sich der Maler auf, Kuno Burleda verließ das Haus, Enttäuschung und Niedergeschlagenheit prägte sich in seinen Zügen aus. Also doch! Estelle hatte den Geliebten noch nicht vergessen, ihr Herz hing noch an dem Waffenschmied. Michael Floris biß sich auf die Lippen.

Er schloß die Tür, er wollte seinem Kinde nicht in die Augen sehen. Sie hatte sich nicht entschließen können, den seit vier Jahren Verschollenen aufzugeben, das traf ihn. Er hatte zu arbeiten und jeder im Hause wußte, daß dann das Atelier bis zum Abend verriegelt war. Nur Estelle jetzt nicht sehen, sein blondes Kind mit den schwermütigen Augen.

Michael Floris stürzte sich in die Arbeit, er überhörte geflissentlich jedes zaghafte Pochen, erst als das Licht zu sterben begann, hörte er auf. Da klopfte es wieder, der Maler öffnete. Aber statt Estelle stand ein Mann in langem Mantel, eine Larve vor dem Antlitz, vor ihm. Dämmerung umgab die Gestalt. Floris fuhr zurück, da war der Fremde schon eingetreten und hatte die Tür geschlossen.

„Keine Furcht, Meister, ich führe nichts Böses im Schilde. Ein kleiner Künstlerscherz, ich sandte Euch heute mein neuestes Bild, Ihr sollt raten, von wem es ist."

Floris lächelte — er begriff, ein fremder Maler war nach Antwerpen gekommen und machte sich einen kleinen Spaß mit dem alten Meister, gewiß ein ehemaliger Schüler. Er betrachtete wieder kritisch das Bild, Namen gingen ihm durch den Sinn, doch er wollte keinen nennen.

„Das Bild ist ein Meisterwerk, der es malte ist ein echter Künstler, er hat Malerblut in den Adern, guter Freund, sagt mir, wer war Euer Lehrer, vielleicht kann ich dann erraten — —"

Der Fremde lächelte, sein energisches Kinn unter der Halbmaske schimmerte hart und entschlossen im verschwebenden Licht.

„Es ist eine kleine Geschichte, die ich berichten muß, wenn ich Euch von meinem Lehrer erzählen will. Hört also, Meister! Eine Nacht in Rom, schwül und mondlos. Ich wandere von der Unruhe meines Herzens getrieben durch die Gassen, da — ein Schrei. Ich sehe zwei Banditen einen vornehmen Mann überfallen, dieser zieht den Degen, er weiß ihn zu führen, doch im entscheidenden Augenblick bricht der Stahl. Vermutlich keine Antwerpener Arbeit." Der Mann lächelte eigen. „Ich ziehe den Degen und bin im Nu heran, fechte nach meiner Art, und Sekunden später liegen zwei an der Erde, und der Fremde dankt mir in überschwenglicher Weise. Ich war ein armer, umherirrender Teufel, ging mit dem Manne, er war Maler, hieß Raffael! Er unterrichtete mich zum Dank für meine Tat, als ich mich einmal heimlich versuchte, weil ich Maler werden mußte. Ich wollte nicht, doch ich mußte, Meister! Dies Bild. Ihr findet es gut, ich schuf es. Es ehrt seinen Lehrer, meine ich, und den, der es malte, den kennt Ihr genau."

Mit einem Ruck riß der Fremde die Maske herunter, das scharf geschnittene Gesicht Quintin Messis, von letzter Abendglut umleuchtet, starrte dem zurückweichenden Floris entgegen.

„Quintin Messis, Maler, Künstler, Freund, willkommen!"

Floris stammelte es, doch da wurde jählings die Tür aufgerissen, mit einem Jubelschrei stürmte Estelle herein, sie warf sich dem Manne in die ausgebreiteten Arme. Glückhafte Worte stürzten über ihre Lippen, Tränen rannen über ihre Wangen.

„Ich habe alles gehört, ich habe Dich ja sofort erkannt, als ich Dich kommen sah, Deinen Gang kenne ich doch. Unter

Tausenden fände ich Dich heraus, Quintin, Gelliebter, oh Vater —"

Der Meister hatte sich still entfernt. Der Abend verloderte in den Scheiben; die Kathedrale ließ ihr sieghaftes Geläut ertönen, und zwei Herzen klangen ineinander in reiner, gottumrauschter Lebensharmonie.

Und ganz Flandern war auf den Beinen, als die Beiden Hochzeit hielten.

Die Leidenschaft des Reisens.

Von Ernst Zahn.

Als ich ein Knabe war, litt ich so sehr unter Seekrankheit auf der Eisenbahn, daß ich einmal nach einer halbstündigen Besuchsfahrt von Zürich zu dem in Baden zur Kur weilenden Großvater sterbenskrank ankam, und die jährlich mehrmalige Ferienreise aus ebenjener, meiner Schulstadt, zu den in Siders im Wallis wohnenden Eltern als eine Grausamkeit fürchtete. Dennoch ist mir gerade aus den Welschlandfahrten ein Höhepunkt, ein Genuß im Gedächtnis geblieben. Mir zuliebe wurde die Reise von meiner verwandtschaftlichen Begleitung in zwei Tagen statt nur in einem gemacht. Man übernachtete in Lausanne oder Fribourg, und wenn ich auch abends bei Ankunft als ein Häuflein Elend zu Bett gelegt wurde, so pflegte ich doch andern morgens gesund und fröhlich zu erwachen und genoß dann die Morgenstunde, dieses Erwachen im saubern Bett des fremden Zimmers, die Aussicht aus dem Fenster auf eine unbekannte Stadt, insbesondere aber das Frühstück mit im Großvaterhause unbekannten Beigaben von Butter, Honig und Milchbrot, mit wunderbarer Eindringlichkeit. Die Honigwaben, die in Fribourg auf den Tisch kamen, haften so eindringlich in meiner Erinnerung, daß ich den Blütenduft des Honigs noch jetzt auf der Zunge spüre, noch den seltsamen Nachgeschmack von Wachs, und die tote Biene noch sehe, die im eigenen Erzeugnis erstickt lag.

Aus den ersten kurzen Freudenaugenblicken dieser Jugendfahrten hat sich im Laufe der vielen Jahre meines Lebens das Glücksbewußtsein, die Leidenschaft des Reisens entwickelt, die mich jetzt immer zappelig machen, wenn ich einmal ein paar Monate zu Hause raste. Nicht, daß ich den Frieden, die Schönheit, die Liebe des Daheims nicht zu schätzen wüßte, aber der Reiz scheint mir in den Gegensätzen zu liegen, im Drang nach den Erlebnissen eines neuen Fortgehens und dem weiten Aufatmen beim Wiederkommen, diesem Sichwiederfinden in das eigentlich Persönliche, in die Heimat des Herzens, nicht nur des Landes.

Noch in meine Schulzeit fiel jene erste größere Reise, die mich in eine neue Heimat, nach Göschenen am Gotthard brachte, wo mein Vater die hauptsächlichste Bahnhofsrestauration der neuen großen Verbindungsbahn zwischen Deutschland, der Schweiz und Italien übernommen hatte. Wie gewöhnlich kam ich schon in Brunnen mit der Eisenbahn krank an. Auf dem Vierwaldstätter See aber tobte der Föhn, und so wurde die Fahrt nach Flüelen, wo das Boot erst nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen im Nothafen zu landen vermochte, erst recht zur Tortur. Nicht genug! In Flüelen wartete der große gelbe Postschlitten. Es schneite und stürmte. Das unbequeme Schlittenbauwerk füllte sich mit Reisenden, zwischen denen mein Vater und ich fünf Stunden eingepfercht zu sitzen hatten. Weiß noch jemand von heutzutage, wie das war? Durchfroren, halbtot, lebenssatt kam ich damals in dem kalten Gasthause des einsamen Bergdorfes an, in dem doch mein Leben erst beginnen, erst seinen Zweck bekommen sollte.

In Göschenen aber lernte ich erst, was Reisen war. Ich sah die Heere der Reisenden, die in den nun folgenden Jahren von und nach Welschland zogen. Ich hörte Sprachen, Dialekte, ich sah Menschen, die anders waren, als die mir sonst bekannten. Ein wenig von der Wissenschaft des Reisens ging in mir auf.

Dann kam auch meine Zeit. Jene Jahre kamen, da ich zur Berufslehre nach Genf fuhr, um als Kellner eine dem allzu selbstbewußten Sohn eines hablichen Vaters harte Schule durchzumachen, da ich nach England reiste, um, ein Heimwehkind noch mit 18 Jahren, todeinsam einen Tag im mächtigen London zu verweinen und nachher in Hastings zum erstenmal den Ozean rauschen zu hören und unvergeßliche Monate des Lernens, der Bewunderung für die persönliche (Nationalcharakter begründete) Überlegenheit des Engländers zu leben, da ich dann ein Jahr später als Hotelsekretär in Genua weilte, den Ehrgeiz erwachen fühlte, aus mir selbst etwas zu machen, eine Lehre für alle menschliche Selbstüberhebung bekam, als ein Erdbeben ganze Dörfer der Riviera in Trümmer legte und zweitausend Menschen begrub, und als ich dann heimkehrte, um den Eltern nicht mehr als Schüler, sondern als Helfer zur Seite zu stehen. Auch jene Zeit brach an, da der strenge und mit Lob und Belohnung kargende Vater mich mit auf eine **seiner** Erholungsreisen nahm, dabei zu einem wunderbaren Kameraden sich wandelte und mich einen neuen und noch viel liebenswerteren Menschen in ihm entdecken ließ. Ach, es kamen auch die Reisen, vor denen ein ewiger Abschied liegt, der Tod der geliebten und bewunderten Eltern. Es wäre vielleicht von jener Südlandsfahrt zu erzählen, da die Lebensgefährtin zum erstenmal an meiner Seite ging, die für uns das Erlebnis einer neuen Welt war. Aber es bliebe dann vor allem von der Gegenwart zu künden, da Reisen zur Leidenschaft geworden, da freundliche Rufe den Schriftsteller und Vorleser mehrmals des Jahres von dannen locken, da er die Welt, insbesondere die Welt der deutschen Sprache, in Hunderten von Städten und Orten, an Flüssen und Meeren, im Norden und Süden kennen und bestaunen gelernt. Ein Jubel nur, daß Augen und Füße noch jung sind und die Wanderlust noch glüht, so weiß der Schnee der ewigen Gletscher auf das Haar dessen abgefärbt, der dort oben mit dem Studium der Kunst des Reisens begann.



Der Beweis.



„Schickes Rad!"
„Zweitausend Mark!"
„Unmöglich!"
„Bitte — hier ist der Zahlungsbefehl!"

*

* **Der Feigling.** Ein Löwenbändiger beschließt nach einem fröhlichen Mahl seine als zänkisch verschriene Frau nicht mehr so spät zu stören und lieber im Raubtierkäfig zu übernachten. Am nächsten Morgen wird er von seiner besseren Hälfte gefragt, warum er nicht heimgekehrt sei.

„Ich wollte dich nicht stören, meine Liebe, und zog es vor, bei meinen Löwen zu nächtigen." — „Oh, du **Feigling**", bemerkte Frau Xantippe.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.